

Irrwege in der Traviatagasse?

Das intellektuelle Luxusetui im Wiener Wohnbau

Will man eine Unterscheidung von geschlechtsspezifischen Bedürfnissen an Architektur im Stadtraum näher überprüfen, ist zweifellos der Wohnbau jene Disziplin, die am meisten „hergibt“. Nach wie vor sieht die Realität so aus, dass Frauen wesentlich mehr Zeit als Männer zu Hause verbringen und daher völlig unterschiedliche Anforderungen an die Organisation von Wohnungen stellen – würden, sollten, könnten. Eine Wohnung als Arbeitsplatz betrachtet, muss natürlich ganz anderen Bedürfnissen Rechnung tragen, als die übliche (männliche) Vorstellung vom Heim als Ort der allabendlichen Regeneration vom stressigen Berufsleben „draußen“.

Dabei dürfte das Reihenhaus als erschwingliche Stadtvariante des Traumes vom eigenen Haus der Vorstellung der DurchschnittsbürgerInnen von einer Wohnform mit hoher Lebensqualität am ehesten entsprechen. Abgesehen von der jeweiligen Lage der Siedlungen (meist an der Peripherie und infrastrukturell schlecht erschlossen), die gerade für dort wohnende und arbeitende Frauen – Hausfrauen – die völlige Isolation vom städtischen, gesellschaftlichen Leben bedeuten kann, erfüllt der gängige Standard im verdichteten Flachbau durchaus die an ihn gestellten Erwartungen: das eigene Haus, jedoch im sozialen Gefüge der unmittelbaren Nachbarschaft eingebettet; der eigene Grünbereich in leicht „bearbeitbaren“ Dimensionen; die Orientierung der Wohnräume zur Sonne. Das Angebot in Wien reicht hier vom Reihenhaus im sogenannten Französischen Landhausstil bis zu Roland Rainers klassischen Atriumhäusern, von der kunterbunten Meterware in Aspern bis zum intelligenten, Energie sparenden „Öko-Haus“ in der Lobau.

Doch dann gibt es in Wien noch eine Art der verdichteten Siedlung, die uns zeigen möchte, wie man zwischen „drinnen“ und „draußen“ – Privatheit und Öffentlichkeit – ganz klar trennt und die ganze Biederkeit unserer Wohlstandsgesellschaft mit all ihren unphilosophisch agierenden Architekten und Nichtarchitekten vor der Tür lässt.

Inmitten des Inzersdorfer Gewerbegebiets liegt an der Traviatagasse eine, nach Auffassung der ausführenden Architekten, Festung des guten Geschmacks, die der sie umgebenden handelsorientierten Umgebung im wahrsten Sinne des Wortes die kalte Schulter zeigt. Raimund Abraham hat für sein städtebauliches Konzept der Siedlung eine „*Idealsprache*“ entwickelt, „*wobei das Ideal als eine Form radikaler Klarheit verstanden werden soll*“. Weiters: „*Die Transformation des Idealplans durch konkrete Metaphern (die Häuser der Siedlung) erzeugt eine typologische Struktur, die zu einem symbolischen Programm der „Bewohnbarkeit“ führt... Stadtmauer, Ecke, Stadttor, perspektivischer Platz, Straßen, Gassen. Geometrie als Konsequenz von Ereignissen.*“

Wovon ist hier die Rede, von einer Friedhofsanlage? Häuser als Metaphern zu planen und deren Bewohnbarkeit von einem symbolischen Programm abhängig zu machen, scheint mir als „Ideal“ für einen humanen Lebensraum alles andere als anstrebenswert. Was sind die Ereignisse? Die öden, weil menschenleeren Betonfluchten oder der mit Rasenverbundsteinen „begrünte“ Platz, wo sich die Kinder die Zähne ausschlagen, wenn sie in der „Wiese“ herumhupfen wollen?

Aber letztlich scheint der Mensch als womöglich frei denkendes Wesen in einem Gestaltungskonzept, das auf Metaphorik und Formalismus beruht, eher nur ein lästiger unterzubringender Teil des Stadtgefüges zu sein, der zu blöd ist, die Purity einer zehn Meter hohen fensterlosen Sichtbetonwand zu genießen und diese am Ende gerne begrünt oder, noch schlimmer, sonnenseitig mit einer Fensteröffnung versehen hätte. Um den Bewohnern diese Spieß-Flausen auszutreiben werden sie innerhalb ihrer „Stadtmauern“ von der Umwelt hermetisch abgeriegelt – nur ja kein übermäßiger Sichtkontakt hinaus – und auf den Ist-Zustand der Siedlung verwiesen: Überbordende Begrünung und kleine bauliche Änderungen, wie z.B. bei einem der Haustypen die Überbauung der Terrasse mit einer Pergola, sind um der konzeptionellen Symbolik willen verboten.

Der metaphorisch verordnete Rückzug wird am unverblühtesten im kartesischen „Fadenkreuz“ der Anlage formuliert. Dort hat Prof. Carl Pruscha vier geschlossene „Vierkanter“ im Quadrat angeordnet, die, von außen nicht erkennbar, in ihrem Innern je neun winkelförmige Hofhäuser verbergen. Jeweils sechs davon werden über eine schluchtartige Gasse erschlossen. Man betritt die einzelnen Wohneinheiten über den Hof, im offiziellen Kellergeschoß, in dem jedoch ein als Werkstatt oder Hobbyraum gewidmeter Raum untergebracht ist. Im ersten Obergeschoß befinden sich Schlafräume und Bad, im zweiten OG Küche, Wohnzimmer und eine ebenfalls hofseitig gelegene Terrasse um den Hof nicht zu beschatten. Eine steile Treppe führt auf die Dachterrasse. Nur hier oben wird einem die „freie Blickwahl“ gewährt, die Fenster der Wohnung sind ausschließlich in den eigenen Innenhof orientiert, der die Dimensionen ca. 5 x 5m Grundfläche x 10 m Höhe hat.

Nüchtern betrachtet lässt diese objektive Baubeschreibung nicht viel Kritik zu. Ein auf besondere Introvertiertheit angelegter Atriumhaustyp klingt reizvoll („mal was Anderes als das Reihenhaus-Klischee“), die Küche im zweiten Stock ist vielleicht nicht jedermanns (vor allem nicht jederfraus) Sache, aber schließlich haben sich die Bewohner offensichtlich genau jene Wohnform immer schon gewünscht und nach reiflicher Überlegung eines dieser Häuser um teures Geld gekauft. Auch die Notwendigkeit der experimentellen Überprüfung von gesellschaftlichen Normen bezüglich Wohnen und das Offerieren von gebauten Alternativen ist nicht in Frage zu stellen. Der Genossenschaft GSG ist zu danken, dass ein auch ökonomisch riskantes Projekt wie dieses überhaupt zur Ausführung gekommen ist und somit das Angebot am Wiener Wohnungsmarkt um ein Modell und die Wohnbaudebatte um einen Aspekt bereichert wurden. Skeptisch wird man als kritischer Mensch allerdings dann, wenn der Architekt einer so speziellen „Geschichte“ über den Erziehungsauftrag des Architekten philosophiert und man annehmen muss, dass es in seiner Ambition gelegen ist, über ein derart radikales Projekt Erziehungsarbeit im sozialen Wohnbau zu leisten. Nachdem auch die Architekturkritik der Erziehungsarbeit verpflichtet ist, soll an dieser Stelle eingehakt werden und das objektiv Schlechte an dieser Siedlungsform subjektiv gefärbt dem Leser näher gebracht werden.

„Im Prinzip habe ich gar nicht soviel gegen Mitbestimmung“ (im Wohnbau, Anm.), sagte Pruscha in einem Interview ¹⁾, „Die Menschen sollte man, wie Freud das getan hat, auf die Couch legen und aus ihrer Tiefenpsychologie heraus ergründen, welche Wünsche und Sehnsüchte sie wirklich haben.“

Welche Wünsche und Sehnsüchte hat eigentlich ein Architekt, fragt man sich, der im unverbauten Gebiet Menschen hinter hermetisch geschlossene Mauern verbannt und deren häuslichen Horizont zwangsweise auf die eigenen vier Wände reduziert? Explizit bezieht er sich auf die Hofhaustypen im islamischen Städtebau. „Diese Grundlagen haben aber Gültigkeit für die gesamte Menschheit. Das ist nicht nur für diese oder jene Länder, oder für

diese und jene Klimazonen.“ Diese seine Behauptung ist im Prinzip schon richtig, nur kommt es auf die Art und die Dimensionierung des Hofes an. Wie ein lebenswertes, „funktionierendes“ Atriumhaus im verdichteten Flachbau für den mitteleuropäischen Raum aussehen kann, wird von Roland Rainer seit dreißig Jahren beispielhaft vorexerziert. Die Einschließung eines 25 m² großen Hofes durch einen dreigeschoßigen Baukörper jedoch, wie bei Pruschas Häusern, kann bestenfalls innerstädtischen Hinterhofcharakter erzeugen, daher ist die konzeptionelle, alleinige Orientierung in denselben für ein Wohnhaus in Stadtrandlage weder logisch noch philanthropisch gedacht. Logisch ist höchstens, dass Küche und Wohnraum im zweiten Stock liegen müssen, weil sie sonst kein direktes Sonnenlicht kriegen würden, logische Konsequenz daraus ist mühselige Schlepperei für den/die FamilienversorgerIn.

Im Gegensatz zu den südlichen Ländern, wo man fast das ganze Jahr über bestrebt ist, Sonne und Hitze aus den Häusern draußen zu halten und die Atrien vor allem auch die Funktion der Kleinklimaregulierung erfüllen sollen, sehnt sich unsereins fast zehn Monate im Jahr nach wärmenden Sonnenstrahlen, sei es um Depressionsanfälle zu vermeiden oder um Energie zu sparen. Nicht umsonst hat sich in unserer Baukultur die Orientierung zur Sonne als Klimaregulativ innerhalb des Hauses in Form der Veranda niedergeschlagen, und nicht der Schutz vor der Sonne. „Aber“, so höre ich schon die mitleidige Stimme des unverständenen Architekten, „hier geht es schließlich nicht um die Manifestierung der österreichischen Kleinhäusler- und Wintergarten-Mentalität, sondern um gültige Lebensgrundlagen für die ganze Menschheit!“

Die ganze Menschheit besteht jedoch nicht nur aus berufstätigen Stadtmenschen, die froh sind, wenn sie am Abend daheim niemand Fremden mehr sehen müssen und sich in ihr Schneckenhaus zurückziehen können. Sondern z.B. auch aus Frauen und Männern, die zu Hause arbeiten, sei es als Eltern von kleinen Kindern oder, wie von Pruscha selbst angeregt, im kellergeschoßigen Heimarbeitsraum und daher tagtäglich in ihren Wohnungen *leben*. Leider sind auch in dieser Beziehung Unterschiede in der Lebensart verschiedener Kulturen nicht wegzuleugnen. Während sich in Ländern mit warmem Klima ein Großteil des individuellen Lebens in öffentlichen Freibereichen – Plätze, Märkte, Parks – abspielt, ist man in unseren Breitengraden gezwungen, ein paar Monate im Jahr vorwiegend in geheizten Räumen zu verbringen. Wenn man nun als BewohnerIn eines Hauses während dieser Zeit vorsätzlich, nur damit ein formalistisches Architekturkonstrukt zur Geltung kommt, in seinem natürlichen Blickfeld auf eingemauerte Dimensionen „zurechtgestutzt“ wird, so kann das durchaus als nicht adäquate Lebensgrundlage im Bezug auf die menschliche Wahrnehmung bezeichnet werden. Die Vorstellung, innerhalb dieser Gemäuer alt werden zu müssen oder ein alter Mensch zu sein, ist mehr als deprimierend. Aber auch das Heranwachsen eines Kleinkindes in einem „Bunker“ (konkrete Metapher!) möchte ich als Elternteil nicht unbedingt verantworten müssen.

Pruscha spricht von der menschlichen Würde im Wohnbau: *„Der Mensch soll in seinem Haus einen Rahmen haben, diese Würde zu behaupten. Ich sehe in der Symbolik – wie etwa jener des Quadrats in seiner Verschneidung mit anderen geometrischen Formen (Lageplan seines Bauteils, Anm.) – ein geistiges Rahmenwerk, innerhalb dessen der Mensch seine Würde erfährt.“*

Ist es als würdevoll zu bezeichnen, wenn man die Eigenschaften des Menschen als soziales Wesen leugnet? Wenn man ihm in seinem eigenen Haus das Recht verwehrt, aus purer Neugier einen Blick hinaus, auf die Gasse werfen zu können, d.h. ihn in seinem auch oberflächlichen sozialen Interesse absichtlich beschneidet? Darf die Stilisierung von neurotisch überzogener Introvertiertheit („Nur ja nix rauslassen!“) und inszenierte,

„versteinerte“ Abwendung vom Rest der Welt als „*kulthaft*“ gepriesen werden?

Das Hinterhofidyll hat dann seine Berechtigung, wenn mir, sobald ich das Haus verlasse, ein städtisches Umfeld mit all seinen Möglichkeiten zur Kommunikation zur Verfügung steht. Allein, das ist hier, im Vorort von Inzersdorf, nicht der Fall. Formal wurden zwar perspektivischer Platz, Straße etc. (siehe oben) geschaffen, jedoch nicht infrastrukturell. Eine von ihren Planern als solche konzipierte kleine Stadt, deren einziger Versorgungs- „Zielpunkt“ in einer der Ecken der so bezeichneten Stadtmauer anvisiert werden muss – der Kinderspielplatz (eine Schaukel, eine Sandkiste) liegt diametral entgegengesetzt im anderen Eck außerhalb des „Geviets“ – ist als emotional ausgleichendes Ambiente gegen die häusliche Vereinsamung wohl kaum funktionstüchtig.

Die Berechtigung des Hinterhofidylls auch auf der „grünen Wiese“ soll hier nicht bestritten werden, sie ließe sich zweifellos begründen, am aussagekräftigsten wohl mit den Mitteln der von Pruscha selbst geschätzten Psychoanalyse. Schließlich könnte ihm schon bei Bekanntgabe des Bauplatzes „Traviatagasse“ sein Unbewusstes einen Streich gespielt haben und die „Irreführung“ (der Wohnbaudiskussion?) zu einem Bestandteil seiner konzeptionellen Überlegungen gemacht haben.

„L'(architettura) traviata“ – „*Die vom rechten Weg Abgekommene? Die auf Irrwege Geratene? Die in die Irre Geleitete? Die Verführte? Die auf moralischem Holzweg Befindliche? Die auf der schiefen Bahn!*“²⁾

Die Möglichkeit dieser Fehlleistung stimmt versöhnlich.

¹⁾ Carl Pruscha im Gespräch mit Patricia Zacek, „*Der Schritt zur Geomantie*“, in: ARCHITEKTUR & BAUFORUM NR. 157 / 1993

²⁾ Julian Schutting: „ZU EINER DER MIR LIEBSTEN“ aus dem Programmheft der Wiener Staatsoper zu Verdis „La Traviata“.